

Herrenloses Gut.

Roman von Marie Bernbard.

(31. Fortsetzung.)

„Ich weiß es nicht — vielleicht — mit der Zeit. Du sagst, du kennst sie hundertmal besser und liebt sie viel mehr als ich — möglich, obgleich... gleichwohl! Das eine aber kann ich dir sagen: in dem Punkt, ich meine, was die Tragödie ihrer Herkunft betrifft, da hätte ich sie wohl auch richtig verstanden und richtig behandelt! Wenn man wochenlang solch ein süßes — solch ein junges Geschöpf um sich hat, jeden Tag, jede Stunde — da lernt man mehr davon kennen, als im Brautstand. Ich weiß, wie feines, feuchtes Empfinden sie hat, weiß, wie es sie schmerzte, sich als „herrenloses Gut“ zu fühlen, wenn ich sie, nach längerem Zusammenleben, vielleicht in das Geheimnis ihrer Herkunft eingeweiht hätte... es wäre schonen genau gefahren! Ganz zart, leise würd' ich sie angefaßt haben, mit vorsichtiger Hand hätte ich einen Schleier um den anderen lüften wollen und ihr die wunderbare Schicksalsfügung erklären, die mich an ihr das gut machen lassen will, was ich, ohne mein Wissen, an den Ärgern verwickelt. Es würde sie immer tief ergriffen und erschütterten haben, kein Zweifel daran — aber es kommt unendlich viel im Leben darauf an, wie und durch wen man eine aufregende Thatsache erfährt, nicht wahr? Und nun kommt da irgend eine grausame Bestie einher und reißt ihr roh und gewaltsam die Binde von den Augen und gerammt mit plumpen Füßen die zarten Keime, die in jeder jungen Ehe geschont werden müssen — die bei uns noch kaum zu sprossen begonnen hatten! Reißt sie mir von der Seite, jagt sie hinaus in die kalte, lieblose Welt — meine Hanna — jetzt, da sie zehnjährig der innigsten, verständnisvollsten Liebe bedarf! Den Schuß, der mir und ihr das gethan hat — den will ich finden und zur Rechenschaft ziehen... und dann will ich gehen und mein Weib suchen!“

Piotrowsky hatte sich auf den Ellenbogen aufgerichtet, er sah seinen Schwiegersohn unterwandt an. Der Ausdruck in dessen Gesicht, der Ton seiner Stimme — alles war ihm neu, er schien ihm ein ganz anderer zu sein. Immer noch lag ihm der Klang im Ohr, mit dem Cotta eben „meine Hanna!“ gerufen hatte — es hatte eine leidenschaftliche Färslichkeit darin gelegen. Kam es auch hier, wie es so oft im Leben kommt... daß jemand den Schatz, den er besessen, erst dann erkennt, wenn er ihn verloren hat?

„Hast du Verdacht auf einen bestimmten Menschen?“ fragte Piotrowsky endlich halblaut.

Cotta fuhr sich ungeduldig mit der Hand durch das dicke Haar.

„Nein!“ rief er gornig hervor. „Ich weiß wohl von Leuten, die mich beneiden — von solchen auch, die mich persönlich nicht leiden können; ich bin nicht der Mann dazu, meine Schwächen und Antipathien zu verdecken — das pflegt dann auf Gegenseitigkeit zu beruhen! Aber einen wirklichen Feind, der aus gemeiner Rachsucht oder Grausamkeit mir das anthat — ein wehlofes, unzufälliges Weib in dieser Weise mißhandelt... nein, einen solchen weiß ich nicht!“

„Hast du das Cuert gefunden, das die Adresse trug? Giebt dir die Handschrift keinen Anhalt?“

„Nicht den geringsten. Ganz indifferente Schriftzüge ohne jede Eigenart — weder ausgesprochen männliche, noch weibliche Hand: ein großer grauer Briefumschlag, wie deren Tausende durch die Welt gehen!“

„Aber diese alte Zeitung... laß einmal sehen — sie datirt zwanzig Jahre zurück!“

„Eben! Die Zeitung! Habt ihr, du und deine verstorbene Frau, Euch vielleicht zur Erinnerung an die unglückselige Geschichte damals solch ein Blatt aufgehoben, und es hat es Euch jemand heimlich entwendet?“

Rachbrüchlich schüttelte Piotrowsky den Kopf.

„Keine Zeile Gedrucktes von damals her ist in unserem Besitz gewesen. Ich war nicht dafür und meine Dora erst recht nicht. Wir wußten die traurigen Thatsachen, die sich an jene Tragödie knüpften, genau genug... wozu uns da noch gedruckte Berichte aufbewahren? Also dein Vater ist der hilfreiche Freund gewesen, der dies eine verhängnisvolle Mal seinen Beistand verweigern mußte? Uns waren die Verhältnisse gänzlich fremd, wir waren vor kurzem erst nach R. gezogen, als das Unglück geschah und hatten den Direktor und seine Frau nur flüchtig in Gesellschaft getroffen.“

Cotta sah finster vor sich hin.

„Ich war abwesend von Hause, als — als das Schreckliche geschah. Wäre ich dagewesen, so hätte Hildegard sich mir anvertraut, und ich würde meinen

Vater bewegen haben, Hilfe zu schaffen, obgleich dies fast über seine Mittel hinausging — er hätte aber bei anderen ohne weiteres Kredit gefunden. Ich ahnte nichts, ich war in Groll und Bitterkeit von meinem Vater geschieden — kein Gedanke daran, daß ich wagen konnte, ihm mit meinem heimlichen Verlöbniß zu kommen. Er hatte mir große Opfer gebracht — die banden ihm eben die Hände, als sein Freund ihn um Hilfe bat! Es kam, wie es kommen mußte!“

Schweigend blickten beide Männer einander an. Mit einer müden, muthlosen Bewegung wandte sich Cotta endlich zum Gehen.

„Ich gebe dir Bescheid, wenn ich etwas ausgerichtet habe. Bleibst du daheim?“

Mit einer entschlossenen Gebärde warf der Aeltere die Schlafbede zurück.

„Denkst du, ich werde unthätig hier wachen, während du auf der Suche bist? Ich verginge vor Angst und Ungeduld. Warte im Nebenzimmer auf mich, in zehn Minuten bin ich da!“

Cotta nickte und ging hinaus. Nach kaum einer Viertelstunde stand Piotrowsky zum Ausgehen gerüstet neben ihm.

„Wir gehen zunächst in ein Kaffeehaus und trinken etwas Warmes... nein, nein, keinen Widerspruch! Das muß sein! Muth, Wilfried, sieh nicht so finster aus! Unsere Hanna kann nicht ohne weiteres vom Erdboden verschwunden sein — wir müssen und werden sie finden!“

Cotta blickte aus umflorten Augen auf.

„Und wenn wir sie wirklich gefunden haben — was nicht so leicht sein wird, wie du zu denken scheinst, da sie alles dazu thun wird, sich nicht finden zu lassen — meinst du denn, sie wird freiwillig mit mir gehen? Sie hat die Motive durchschaut, die mich leiteten, als ich um sie warb... nun wird sie mir nicht glauben, daß — daß —“

„Nun, Cotta?“

„Daß ich sie liebe — daß ich ohne sie mir mein Leben nicht mehr denken kann!“

26.

Unter dem hohen Portal des ersten der vor dem Wiederheimer Thor gelegenen Friedhöfe saßen zwei Frauen, eine alte und eine junge, eifrig miteinander redend. Sie hielten Blumen feil, Kränze, Sträuße, zierliche Rosen- und Stangebüschel; alles war dazu da, die Gräber zu schmücken, und die Frauen, die den Winter- und Sommer ihre Waare ausboten, standen sich gut dabei. Das Publikum kaufte viel, es war so bequem, sich nicht durch die ganze Stadt mit den Blumen schleppen zu dürfen.

Die alte Festungsstadt R. hat berühmte schöne Friedhöfe, voll herrlicher, stolzer Bäume, voll üppiger Gebüsch, voll saftigen Graswuchses. Still und wohlthätig mag sich's ausruhen beim Säuseln der Blätter, beim Hauchen des Windes, beim Zwitschern der kleinen Vögel, die jahraus jahrein in den alten, breitflügeligen Buchen und Linden ihre Nester bauen. Die Denkmäler waren meist schlicht und in hergebrachter Form: flache Grabtafeln, hohe Kreuze, gebrochene Säulen, einfache Koppsteine. Der Marmor hielt sich schiedt in diesem Landstrich, der so viel Regen und feuchte Luft brachte und im Winter oft wochenlang fußhohe Schnee.

Jetzt aber war gute Jahreszeit, heller, warmer Frühsummer. Die Gräber prangten in schönsten Blumenschmuck, im lushigen Immergrün schlug Hunderte von Blüten ihre leuchtenden Klauen Augen auf, die Droffel piff, die Nachtigall flötete. Wie ein lichtgrünes Meer roagte im lauen Winde die Blätterpracht der alten Bäume, die Ziersträucher trugen fast alle noch ihren Schmuck. Alle Wege des Friedhofes waren sauber geharkt, der Schwenkel der Pumpe treifste oft in harten Tönen. Schwarzgekleidete Gestalten gingen mit gefüllten Siebstanen hin und her oder saßen still auf kleinen Bänken neben den Gräbern ihrer Lieben. Spielende Kinder liefen dazwischen umher und wurden häufig von ihren Müttern und älteren Schwestern gerufen: „St! Nicht so laut! Keinen Lärm machen! Ihr seid hier auf dem Friedhof!“

Die beiden Frauen draußen unter dem Portal hatten eben ihren Kaffee getrunken, den ihnen ein kleines Mädchen in einem Henkelkorbe herausgebracht

„Beheirathet, sagen Sie?“ meinte die Aeltere, indem sie den Mund mit dem Handrücken abwischte.

„Na, ich glaub' es nicht! Das ist doch 'n Mädchen!“

„Junge Frau!“ betonte die andere mit Nachdruck.

„Können sich drauf verlassen! Da kenn' ich mich mit einem Blick aus, hab' mich noch niemals nicht geirrt. Thut mir bloß leid, daß wir nicht wettern können, weil wir keinen Menschen haben, der uns sagt, wie es is.“

„I. mer wird um so was wetten! Ich wunder' mich bloß, daß sie noch nicht hier is. Um diese Stunde' tam sie fast all die Tage und taufte uns was ab — und schön Wetter haben wir doch! Eyppreß hab' ich diese feine Nell' für sie herausgebracht, weil sie immer was Gutes haben muß... ob ich ihr sonst noch werd' loswerden, der Nell', das weiß ich nu auch nicht!“

„Sind Sie man ruhig, Pluschstättin, mit Ihre theure Nell! Da kommt sie all den Gang 'raufgegangen, ich seh' ihr deutlich — und es is 'ne junge Frau, sag' ich!“

„Na, für mich is sie 'n Mädchen! Is ja schließlich ganz egal, wenn sie man begahit. Die Wagnern, unsere Kirchhofsfrau, die jagt ja, sie geht immer bei die Gräber, wo sich die Familie hier vor etliche lange Jahr' alle zusammen das Leben nahm — sechs Stück — da braucht einer auch viele Blumen.“

Indessen war eine schlanke junge Dame in feiner Trauetoilette langsam an die beiden Frauen herangekommen. Die alte Dede, die zuletzt gesprochen, priess ihren Restentopf an, ein selten schönes Exemplar, über und über mit üppigen fleischfarbenen Blüten behangen. Die jüngere Frau stellte ein weißblühendes reizendes Rosenstäbchen recht augenfällig hin und drehte es langsam herum, damit es sich von allen Seiten präsentire.

„Ich nehme beides!“ Die junge Dame zog ihr Geldtäschchen, zahlte, ohne zu feilschen, den geforderten Preis und schritt mit ihren Blumen den langen Hauptgang des im Sonnenschein daliegenden Friedhofes herunter. Sie hatte für ihre Jugend eine eigene vornehme Ruhe in ihrem Gang, ihren Bewegungen — keine Spur von Hast oder Leberleiung.

Sie wußte nun schon seit Tagen Bescheid hier, sie durfte niemanden mehr fragen. Diesen schmalen Nebenweg entlang, wenige Schritte nur, da lagen die sechs Gräber, je zwei und zwei, nebeneinander, vom vollen Laub einer großen Akazie halb überschattet. Der Baum blühte eben jetzt, üppige weiße Blütenbolzen hingen in starren Büscheln im sorgsamgeordneten Laub und hauchten schwüle, süße Dufte aus.

Hanna hatte die Gräber nicht gerade vernachlässigt gefunden, als sie vor einigen Tagen zum erstenmal hergekommen war. Es mußte sich jemand darum bekümmern, vielleicht aus der Ferne Auftrag gegeben haben, die Hügel nicht verfallen zu lassen — sie waren alle mit blühenden Immergrün überzogen, wenn auch sonst ohne weiteren Schmuck. Zu Häupten eines jeden Hügel war eine kleine, schräge gestellte Marmorplatte in das frozogene Blattgrün gebettet — nur die Namen waren darauf zu lesen: Oswald Schmidt — Alexandra Schmidt geb. v. Eichenburg — Hildegard — Herbert — Paul — Frieda.

Eine kleine, ehemals weiß angestrichene Holzbank stand zwischen den Gräbern, dort ließ Hanna sich nieder, nachdem sie den Restentopf auf das Grab ihrer Mutter und die Rose auf dasjenige Hildegards gesetzt hatte. Sie trugen jetzt alle reichen und schönen Blumenschmuck, die sechs Hügel — die Letzte der unglücklichen Familie, die „durch Zufall“ Leberleiende, hatte dafür gesorgt. Deutlich sah sie in ihres Geistes Auge, wie jedesmal bisher, so auch heute, ein liebestes Grab vor sich, das die Reihe hätte schließen sollen, ein kleines, winziges Kindergrab, überponnen von Immergrün und blauen Blüten, und zu Häupten des kleinen Hügel das Täfelchen mit dem Namen „Hanna.“

Es hatte nicht sein sollen. Sie sentie das Haupt. War es ein guter, war es ein böser Engel gewesen, dessen Hand sie damals zurückgehalten hatte, sich aus ihrem sanften, schuldlosen Kindereschlaf heraus den Tod zu trinken? Giebt es böse und gute Engel? War alles im Leben nur Zufall?

Nein — und nein! Durch das Blätter- und Blütendach, das die Akazie über ihrem Haupt wölkte, sah sie in schmalen, zitternden Liden das Himmelsblau. Dorthin hob sich ihr Blick, das Unsichtbare, zu Einer da droben! Bleibe mir nicht stumm! Hilf mir, sei mir gnädig — zeige mir den Weg, den ich wandeln soll!“

Hier sah sie, allein, einsam — getrennt von allen, die sie kannte und liebte, jung und unerfahren, ein losgelöstes Blatt vom Lebensbaum... war es recht gewesen, was sie gethan hatte? Hundertmal hatte sie sich das gefragt, hundertmal noch war sie ohne Antwort geblieben. Sie hatte so viel schon erlebt, wenn sie zurückblickte — weit mehr, als die meisten ihres Alters von sich sagen würden: Krankheit und Schmerz und Leid, Lieben und Hoffen, höchste Seligkeit und grausame Enttäuschung, Tod und Tren-

nung — ach, und Sehnsucht, namenlose, verzehrende Sehnsucht!

Es hatte sie hergezogen, hierher, zu diesen Gräbern, wie mit hundert Händen; sie hatte keine Ruhe gehabt, hatte geglaubt, das Dasein nicht länger ertragen zu können, wenn sie nicht die Stätte betreten dürfte, da alle, die zu ihr gehörten, zu denen sie gehörte, ausruhten für immer von Jammer und Schuld. Und seit sie zum erstenmal, mit brechenden Knien, mit versagendem Herzschlag, die Augen geblendet von unaufhaltfam hervorströmenden Thränen, an diesen Grabhügeln gestanden und geschluchzt hatte, als müsse ihre Seele sich auflösen in zitterndem Mitleid — seitdem war sie ruhiger geworden. Nicht nur Gedanken des tiefen Grammes, des trostlosen Schmerzes waren ihr hier auf dem Gottesacker gekommen — auch Gedanken des Friedens, der Vergeltung, die wir alle, alle haben müssen, deren wir auch alle, alle bedürfen.

Was Hanna früher wie der harte, eberne Schritt des Hatzmuses erschienen war, was sie angeblüht hatte gleich dem unerbittlichen, starren Antlitz der Rebusse — das hatte sich angefaßt dieser Gräber zur schmerzlichen Wehmuth gemildert, die hinabtaucht in alle Tiefen des Erdenleids, es versteht und zugleich vergehen lehrt. Sie lagen und schliefen, die Eltern, die Geschwister — schliefen unter diesen blumigen Dedern, umspielt vom Sonnenschein, umhaucht vom Morgen- und Abendwind, umklungen von lieblichen Vogelklängen. Gottes Wille war es gewesen, sie hinzunehmen, die weltenden, wie die knospenden Blumen — Gottes Wille auch war es gewesen, daß sie allein übrigblieb von allen, damit sich ihr Schicksal erfülle. „Zeige mir — zeige mir den Weg, den ich wandeln soll! Muß ich allein bleiben, mein selbst mein Lebensschiff zimmern, mein Brot erwerben... aber...“

Nein! Ein Zurück gab es nicht mehr für siez dem Mann, der sie aus Mitleid und um sein mahnendes Gewissen zu beruhigen, zu seiner Frau genommen... das nicht! Ob sie sich gleich nach ihm sehnte zum Sterben — aber an Sehnsucht starb man nicht, sie mußte und würde weiterleben ohne ihn! Hier, in dieser Stadt, die ihres einst so glücklichen Hauses Untergang und Schmach mit angesehen — hier wollte sie versuchen, festen Fuß zu fassen, zu arbeiten, zu erwerben... ob es ihr gelingen würde? Und dann, wenn sie ein neues Leben begonnen, von dem früheren sich losgelöst haben würde... dann hierherkommen, täglich, und mit ihren Todten verkehren, die sie alle nicht gekannt und die ihr doch so lieb, so vertraut waren.

Wenn nur ihr Herz nicht gewesen wäre, jung und heiß, das sich bei solchem Zukunftsbilde in ihr emporbäumte und schrie: „Was? Das soll alles sein, was dein Leben dir noch bieten soll? Daran sollst du dir genügen lassen? Nur Arbeit und fortwährendes Verlernen in eine für dich verschlossene Vergangenheit? Und hast das Leben gekannt und Liebe und Glück und die Kunst — alles, was das Dasein krönt und schmückt! Wird nicht die Erinnerung kommen und dich packen mit unwiderstehlicher Gewalt alltäglich — alltäglich — bis du es nicht mehr erträgst? Und wenn du es dir tausendmal vorsagst: er entbehrt dich nicht, er fragt nicht nach dir, ist vielleicht gar froh, daß du von ihm weggegangen bist... deine Seele hungert und dürstet nach ihm, du kannst nicht — kannst nicht ohne ihn bestehen!“

Die alten, neuen Gedanken, da waren sie wieder! Da waren die Thränen auch, die schwer auf die gefalteten Hände niederträufelten. Guter Gott — sie war so jung noch! Wie viel Jahre mochten ihr noch vorbehalten sein!

Ein heller Schmetterling kam geflogen, er flatterte von einem Grabe zum andern, als wolle er jedes einzelnen begrüßen, setzte sich auf die weiße Rose, koste mit der Nette, kam zu Hanna herüber, blieb auf ihrem Knie. Sie regte sich nicht, um ihn nicht zu verschrecken, seine Flügelchen klapperten leicht auf und nieder. Von fernem kam ein Rudelsruf. Im Aftagewinkel über dem Haupt der jungen Frau hockte sich ein Amspärchen, niedlich zwitschernd. Die kleinen Schwingen rührten an die weißen Blütenstrahlen, die dufteten stärker im hellen Nachmittagssonnenlicht... Leises Knirschen im Sande — das tiefhängende Laub der Akazie bebte, eine Hand hat es leicht gestreift. Der Schmetterling fliegt fort, die beiden Amseln klattern höher hinauf und blicken sich unter das Blätterdach... aber der Rudel ruft noch drüben...

Hanna fährt empor aus ihrem Sinnen, will aufstehen — kann es nicht — will rufen — wemag es nicht — Auf dem alten Holzbankchen neben ihr sitzt Wilfried Cotta, hat beide Arme um sie gelegt und hält sie an seinem Herzen fest.

Sie bleibt einen Augenblick unbeweglich. Wenn dies ein Traum ist — dann weiterträumen, nur weiter! Wenn dies Wirklichkeit ist — dann

jezt sterben dürfen! So sterben! Bei ihm, an seinem Herzen!

Sie möchte ihn fragen: „Wo kommst du her? Wie hast du mich gefunden?“ Aber kein Laut ringt sich aus ihrer Kehle. Aus dem süßen, blaffen Gesichtchen sehen ihre Augen zu ihm empor mit einem ergreifenden Ausdruck schmerzlicher Wonne — Augen, die sich satt trinken möchten an Anblick des geliebtesten Menschen.

Und auch er sagt nichts. Sein altes Glück ist ihm treu geblieben; er hat sie gefunden, er hat sie wieder! Daß er sie behält, dafür wird er schon sorgen! Aber von Siegeszuversicht und Liebermuth ist nichts in ihm, ihn beherrscht das eine Gefühl: wir gehören ja zusammen, denn wir lieben einander!

Er nimmt die kleine Hand, die seinen Trauring trägt, und küßt sie — ganz anders, wie sonst, fast ehrerbietig. Dann zieht er die bebende Gestalt fester an sich und küßt Hannas Lippen — ganz anders, wie sonst, heiß und lange — und wie seine Augen dazu werden und stehen und blicken!

„Woher wußtest du — wie hast du —“ beginnt sie zu stammeln.

„Sagen konnte mir's keiner, wo du warst — wir hatten an die alte Frau in Breslau erst telegraphirt, dann geschrieben. Sie hat geantwortet, du seiest eine Nacht und einen Tag bei ihr gewesen und dann weitergereist — du hättest dich geweigert, zu sagen, wohin. Da hab' ich es errathen und bin dir nachgekommen — ich dachte mir, es würde dich hierherziehen!“

„Was habe ich sonst auf der Welt, als diese Gräber?“ bricht es mit leidenschaftlicher Klage aus ihr hervor. Sie macht sich aus seinen haltenden Armen frei, die Stimme hebt ihr. „Zu wem gehöre ich? „Herrenloses Gut“ — das war ich von Anfang an — das bin ich geblieben!“

„Und ich, Hanna?“ fragt er sanft und vorwurfsvoll.

„Du? Dein Gewissen hast du beschuldigen wollen — Mitleid hast du mit mir gehabt.“

(Schluß folgt.)

Blau-Weilchen.

Schon in den sonnigen Tagen des März und April haben die Weilchen schüchtern und verhalten ihre blauen Köpfe unter Gras und Laub hervorgehoben, freudig willkommen geheißen von uns Menschentindern, deren Lieblinge die still und bescheiden an feimlich-trauten Plätzen blühenden und so herrlich duftenden Blümchen geworden sind. Und ebenso freudig, wie von was, wurden die lieblichen Blüten des hellen Frühlings auch schon von unseren Vorfahren begrüßt. Bis herauf ins späte Mittelalter war es in Süd- und Mitteldeutschland Sitte, den Tag, an dem man das erste Weilchen fand, festlich zu begehen. Wie der erste Storch, die erste Schwalbe, der erste Mairäfer früher feierlich eingeholt wurde, und wie man beim ersten Rudelsruf voller Freude in den Wald stürmte, den Frühlingsboten zu suchen, so fand man das erste Weilchen auf eine auf grünem Wiesenplan errichtete, mit bunten Bändern geschmückte Stange und tanzte um diese Lenzeigen. Jung und Alt gab sich der ausgelassensten Freude hin, war man doch nach den trüben Wintertagen, die alle in die engen, dumpfen Stuben gebannt hatten, zum ersten Male wieder in der freien Götternatur bei fröhlichem Spiel und Tanz vereint.

Auch bei den Völkern des Alterthums war das Weilchen eine der beliebtesten Blumen. Die Griechen hatten dies Blümchen so ins Herz geschlossen, daß selbst mitten im Winter auf dem Markte zu Athen blühende Pfingstrosen zum Verkauf standen, im Frühling blühte und duftete es in und bei der Stadt in solcher Häufigkeit, daß Pinbar Athen die „weilchenbezügliche“ Stadt nannte.

Bei den Römern ward das Weilchen ebenfalls sehr gepflegt, ja, Horaz machte den Römern sogar den Vorwurf, daß sie um der Rosen- und Weichengärten die fruchtbareren Olivenbäume vernachlässigten. Weniger ideal aber, als das Volk der Griechen, umwanden sie ihr Haupt mit Weichenzweigen, um gegen Rauch und schweren Kopf bei den Trintgelagen geschützt zu sein. Auch würtzen sie den Wein mit Weicheln, um ihm dadurch ein köstliches Aroma zu verleihen. Nehmlich war die Verwendung, die das Weilchen seit Mohammeds Zeiten im Orient fand und noch heute findet. Hier wird der vorzüglichste Sauerbrot aus einem Abdruck von Weicheln und Zucker bereitet. Der Prophet selbst soll der Lieberlieferung nach dieses Getränk als dasjenige gepriesen haben, das ihm den höchsten Genuß verschaffe, da es im Sommer kühlend, im Winter wärmend wirke.

Wie in den meisten hart duftenden Pflanzen, sah man auch im Weilchen schon seit alter Zeit ein Mittel gegen die verschiedensten Krankheiten. Nach Theodoros Priscianus, der um 400 n. Chr. Gebürt Hofarzt in Byzanz war, blieb man das ganze Jahr hindurch vor Krankheiten bewahrt, wenn man die drei ersten im Lenz gefundenen Weilchen genoß. Noch heute ist im Volke der Glaube lebendig, daß das erste, im Frühling gefundene, Weilchen, getaut, vor dem tadeln Fieber schütze.

In früherer Zeit schrieb man dem Weilchen, ebenso wie dem Bergmei-

nicht und der Schlüsselblume, die geheimnißvolle Kraft zu, verborgene Schätze anzugeigen. So nimmt es in einer altschwedischn Sage eine gar liebliche Stellung ein. Der böse Gott der Weiden, der finstere Fernebohg, besaß eine prächtige Burg, auf welcher er thronte. Doch die christlichen Seelen vernichteten seine Macht. Seine Burg ward in einen Flecken verwandelt, sein liebtliches Töchterlein in ein Weichen, das nur alle hundert Jahre blühen darf. Wer aber dann das Glück hat, dieses Weichen zu pflücken, der gewinnt dadurch die schönste und reichste Tochter des Landes und ist in seinem ganzen Leben ein glücklicher Mann.

Wie in der Sage, so hat das Weichen auch in der Geschichte mancher Völker eine Rolle gespielt. Insbesondere ist hier das Weichen als der Parteiblume der Napoleoniden zu gedenken. Weichen waren die Lieblingsblumen Josephines, der ersten Gemahlin Napoleons des Ersten. In den Stürmen der Revolution gerieth auch sie, wie so viele Unschuldige, ins Gefängniß, und täglich fürchtete sie, auf das Blutgerüst geführt zu werden. In jenen Tagen war es, daß das Töchterlein des Aufsehers der freundlichen Frau ein Weichensträußchen brachte, zugleich mit der trohen Botschaft, daß ihre Entlassung nahe bevorstehe. Schon am nächsten Tage öffneten sich die Thore des Gefängnisses, und hatte Josephine die Weichen schon seit ihrer Jugend ins Herz geschlossen, so wurden sie nun ihre angebeteten Lieblinge. In einem mit Weichen geschmückten Kleide lernte sie den General Bonaparte kennen, in einem mit Weichen bestickten Kleide, einen Weichensträußchen in der Hand, wurde sie ihm am 9. März 1796 als Gattin angetraut. Mit Thränen in den Augen hat sie ihn, er möge ihr stets am Jahrestag ihrer Vermählung als Zeichen seiner unwandelbaren Liebe und Treue ein Weichensträußchen, „das Symbol des Lebens und des Glückes“, schenken, und nie hat der Kaiser diesen Wunsch vergessen, stets schmückte am Hochzeitstage ein Strauß frischer Weichen ihr Betpult.

Am 9. März 1808 schloß er zum ersten Male. Böse Abnungen durchzogen das Herz der Fürstin, sie hatte flüsternd hören von freiwilliger Entlassung, von einer ebenbürtigen Wahl des Gatten. Napoleon hatte indes nicht die Absicht gehabt, ihr die kleine Liebesgabe zu versagen. Der Gärtner, der sonst das Weichensträußchen geliefert hatte, war kurz zuvor gestorben, und Napoleon mochte keine Blüten aus dem Garten dessen Pfleger als Leiche über der Erde stand. Er sandte Boten nach allen Richtungen, andere Weichen zu holen, doch kehrten alle mit leeren Händen zurück. Schließlich machte er sich selbst auf den Weg, und dem Mächtigen lächelte auch hier das Glück, er fand das Gesuchte in dem Korbe einer alten Frau. Erstarrt griff der Kaiser nach dem gefundenen Schatz, brühte der überaussten Frau einige Goldstücke in die Hand und eilte zu seiner Gemahlin, ihr die so lieb gewordene Gabe zu überreichen. Dankbar empfieng sie Josephine, plötzlich aber schrie sie auf: „Fort, fort, die Blumen bringen den Tod, sie blühten auf einem Grabe!“ Und in der That, die Weichen waren von dem Grabhügel Ludwigs des Siebzehnten; die arme Frau gestand, sie dort gepflückt zu haben.

Sie brachten Josephine kein Glück, im folgenden Jahre mußte sie in die Scheidung willigen, im Jahre 1814 starb sie an gebrochenem Herzen. Auf ihrem Sarge lag ein prachtvolles Weichensträußchen, gesandt von ihrem eustigen Gatten, dessen Stern unterdes auch untergegangen war. Als im folgenden Jahre die Weichen wieder blühten, lehrte Napoleon zwar nochmals nach Frankreich zurück, begehrte empfangen von seinen Anhängern, die zum Zeichen der Ergebenheit und Liebe Weichen im Knopfloch trugen, jubelnd begrüßt von den alten Carden, die ihrem Feldherrn: „Volla! Volla! De vere la Voilette!“ zuriefen, aber der Jubel währte nicht lange. Abermals mußte Napoleon Frankreich verlassen, diesmal für immer. Bevor er den Boden des Vaterlandes verließ, suchte er noch einmal das Grab Josephines in Malmaison auf und pflückte einige der auf ihm blühenden Weichen. Treulich hat er diese bewahrt. Nach seinem Tode fand man sie nebst einer Haarlode seines Sohnes in einer goldenen Kapsel auf seiner Brust.

Die Weichen aber blieben die Parteiblume der Napoleoniden. Als Napoleon der Dritte Frankreichs Thron bestieg, trug die gesammte vornehme Pariser Welt Weichen, als er einlam und freudlos in der Verbannung starb, sandten seine Getreuen in Frankreich als letzte Liebesgaben zahllose prachtvolle Weichenstränge. Und alljährlich noch besuchen seine Verehrer die Wiese, welche an seinem Todestage gehalten wird, Weichen im Knopfloch tragend.

Auch im Hause der Hohenzollern waren die kleinen Weichen gern gesehene Gäste. Friedrich Wilhelm der Dritte pflegte das Bild seiner viel zu früh verstorbenen Gemahlin, der eben Königin Luise, vorzugsweise mit diesen Blumen zu schmücken, und Kaiser Wilhelm der Erste fand jeden Morgen auf seinem Tische ein duftendes Weichensträußchen vor, nachdem er einmal erklärt hatte, er liebe dieses Pflänzchen ebenso wie die Kornblume. Noch tiefere Sympathien hegte Kaiser Friedrich der Dritte für das beschriebene Blümchen, ihm war es seine Lieblingsblume.